

Heiner Keupp - Institut für Psychologie - Universität München

Psychosoziales Handeln soll sich in seinem Profil als eine adäquate Antwort auf aktuelle psychosoziale Befindlichkeiten und Problemlagen der Menschen erweisen und nicht aus schulenspezifischen Techniken abgeleitet werden. In der postmodernen Gesellschaft machen Menschen vor allem die Erfahrung, daß bisherige Lebenskonzepte nicht mehr tragen und voraussehbare Zukünfte kaum mehr existieren. Lebensbewältigung wird also für das zeitgenössische Subjekt zu einer riskanten Chance, die kaum über die Orientierung an traditionsbestimmten sozialen Vorgaben genutzt werden kann, die das Individuum zum Handlungszentrum seiner eigenen Lebensorganisation bestimmt und deren kreative Nutzung individuelle soziale und ökonomische Ressourcen erfordert. Für Kinder und Jugendliche beinhaltet dieser Prozeß hin zu individualisierten Formen der Lebensbewältigung besondere Risikokonstellationen. Psychosoziale Praxis und der sie ermöglichende sozialpolitische Rahmen müssen diesen Risikokonstellationen in spezifischer Weise Rechnung tragen. Wie muß psychosoziales Handeln heute aussehen, um Heranwachsende bei der Gewinnung von Lebenssouveränität unterstützen zu können?

"POSTMODERNE" ALS REFLEXION DER "KRISE DER MODERNE"

Was ist die "Postmoderne"? Terry Eagleton, der in Oxford eine Professur für Kritische Theorie innehat, hat das postmoderne Lebensgefühl so beschrieben: "Wir befinden uns in einem Prozeß des Erwachens aus dem Alptraum der Moderne mit ihrer manipulativen Vernunft und ihrem Fetisch der Totalität - des Erwachens aus der Moderne in den lässigen Pluralismus der Postmoderne, jenes heterogene Sortiment von Lebens-Stilen und Sprachspielen, das auf den nostalgischen Drang verzichtet, zu totalisieren und sich selbst zu legitimieren" (in "Times Literary Supplement" vom 20. Februar 1987). In diesem Text bleibt meine Aufmerksamkeit bei der Formulierung "lässiger Pluralismus" hängen. Es geht also um einen spezifischen Habitus.

Bei Norbert Bolz reduziert sich der Postmodernismus auf der Basis seiner geschichtsphilosophischen Deutung auf einen Habitus: "Die Idee der Postmoderne ist die ästhetische Aufheiterung über der Landschaft der westlichen Welt nach dem Ende der Geschichte im emphatischen Sinn. Sie nimmt nämlich nicht nur Abschied vom Avantgardismuszwang der

Moderne, sondern leistet zugleich eine ästhetische Umwertung der bedrückenden Diagnosen, die Soziologen und Anthropologen unter dem Titel Posthistoire gestellt haben" (1992, S. 106). Unter "Posthistoire" versteht Bolz den "Augenblick, in dem sich die Moderne als ausweglos neuzeitig erscheint - das läßt sie zum Kaleidoskop, einer bunten bewegten Statik, greifen" (S. 108).

Für Norbert Bolz ist das Ende der Geschichte identisch mit dem endgültigen Sieg des "American way of life"; es gäbe keine Alternative. Warum sollten wir Herz und Kopf mit apokalyptischen Visionen oder Analysen beschweren? Laßt uns dem Augenblick lustvoll etwas abgewinnen. Laßt uns die totalisierte Warenästhetik nicht beklagen, sondern als Spielfeld einer neuen Artistik des Lebensstils nutzen. Die Devise heißt dann wirklich: "Postmoderne als ästhetische Aufheiterung". Die Analyse des Herbert Marcuse (1964) der 60er Jahre von der "eindimensionalen Gesellschaft" und der oh-ne Rest in diese integrierten, "eindimensionalen Menschen" wird hier in lässiger Haltung geteilt, aber ohne dessen kulturkritischen Impetus und ohne dessen verzweifelte Hoffnung, daß es doch Alternativen und Befreiungspotentiale geben könnte.

Mit der Bolzschen Sichtweise ist offensichtlich nur eine Variante der philosophischen Grunderfahrung der Postmoderne getroffen. Es gibt andere Stimmen. Ich vernehme vor allem die Stimme, die mit "Postmoderne" keine spezifische abgrenzbare Zeitepoche oder gar das Ende der Geschichte bezeichnet, sondern in allererster Linie den sich zunehmend radikalisierenden Zweifel an der zukunftsgarantierenden Tragfähigkeit des Projektes der Moderne. Der Philosoph Manfred Frank drückt es so aus: "Der Prediktor 'postmodern' scheint für ein dumpfes, wenn auch verbreitetes Gefühl zu stehen, wonach die Deutungspotentiale und Sinnstiftungsreserven des letzten Ausläufers abendländischer Kultur, eben der Neuzeit, sich erschöpft haben oder wonach deren Selbstverständnis unglaubwürdig geworden sei" (Frank, 1988, S. 7). Postmoderne ist also der sich verbreitende Zweifel an den Segnungen der Moderne, vor allem kritisiert sie deren "Verengungen und Verkrustungen" (Welsch, 1988, S. 445). Es sind vor allem Theodor Adorno und Michel Foucault gewesen, die uns eine kritische Lesart der Moderne eröffnet haben. Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Vorgehensweisen eint sie eine Sichtweise, "die den Zivilisationsprozeß als einen Vorgang der technischen oder instrumentellen Rationalisierung begreift. (...) Der Preis dieses epocheübergreifenden Rationalisierungs-

vorgangs wird deutlich, sobald das betrachtet wird, was Foucault 'dunkle Kehrseite', Adorno und Horkheimer die 'unterirdische Geschichte' der europäischen Modernisierung nennen: es ist die durch den rechtlichen Überbau bloß verdeckte Leidensgeschichte der fortschreitenden Disziplinierung und Unterwerfung lebendiger Subjektivität" (Honneth, 1988, S. 135). Das zentrale Problem dieser Moderne besteht gerade darin, daß in eine Welt scheinbar gesicherter zivili-sierter Rationalität das "Dämonische", das völlig Irrationale, einbricht, "daß die Zivilisation ihrerseits das Antizivilisatorische hervorbringt und es zunehmend verstärkt", wie es Adorno so einprägsam formuliert hat (Adorno, 1969, S. 85).

Aber Postmoderne ist nicht nur die kritische Reflexion auf die "blinden Flecke" der Moderne, sondern sie ist auch die Aufkündigung ihres Absolutheits- und Einheitszwangs, sie ist das "Bewußtsein eines Bruchs" (Georg-Lauer, 1988, S. 191). Sie stellt die Legitimation der großen Theorien in Frage, die für sich die richtige Lösung des Problems, was denn nun die Welt im Innersten zusammenhält, beanspruchen. Die Möglichkeit eines solchen "Metadiskurses", der die Pluralität von Sichtweisen "zur Einheit bündelt" (Frank, 1988, S. 14), wird radikal bezweifelt. Manfred Frank faßt diesen Punkt so zusammen: "Die Brüchigkeit eines unsere nur im Plural greifbaren Verständigungssysteme überwölbenden Meta-Diskurs läutet jenem Weltdeutungszusammenhang die Sterbeglocke, den man Neuzeit oder (insofern die Neuzeit dessen letzter Ausläufer ist) Abendland genannt hat" (ebd., S. 35). Lyotard, einer der wichtigsten Vertreter postmodernen Denkens hat es für sich so gefaßt: "In äußerster Vereinfachung kann man sagen: 'Postmoderne' bedeutet, daß man den Meta-Erzählungen keinen Glauben mehr schenkt" (1982, S. 131).

Lyotard formuliert sein postmodernes Denken auf einem politischen Hintergrund. Er sagt: "Wir haben die Sehnsucht nach dem Ganzen und Einem, nach der Versöhnung von Begriff und Sinnlichkeit, nach transparenter und kommunikativer Erfahrung teuer bezahlt. Hinter dem allgemeinen Verlangen nach Entspannung und Beruhigung vernehmen wir nur allzu deutlich das Raunen des Wunsches, den Terror ein weiteres Mal zu beginnen. Die Antwort darauf lautet: Krieg dem Ganzen, zeugen wir für das Nicht-Darstellbare, aktivieren wir die Differenzen, (...), widerstehen wir der 'kommunikativen' Verflachung und Vereinheitlichung" (1985, S. 49).

Die aggressive Absetzung von den universalistischen oder totalitären Ansprüchen der Moderne, die in dieser militanten Sprache zum Ausdruck kommt, formuliert auch Albrecht Wellmer in seinem bemerkenswerten Buch "Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne": "Der Augenblick der Postmoderne ist eine Art Explosion der modernen episteme, bei der die Vernunft und ihr Subjekt - als Platzhalter der 'Einheit' und des 'Ganzen' - in Stücke fliegen" (1985, S. 48).

Das Ende der Eindeutigkeit und die Notwendigkeit der Anerkennung der damit verbundenen Ambivalenzen rückt Zygmunt Bauman (1990;1992a) in den Mittelpunkt seiner Analyse der Moderne und der Postmoderne als Habitus kritischer Reflexion der Moderne: "Das ist es letztlich, wofür die Idee *Postmoderne* steht: eine Existenz, die völlig durch die Tatsache bestimmt und definiert ist, daß sie *post* ist (*hinterher* kommt) und überwältigt ist vom Bewußtsein, sich in einer solchen Lage zu befinden. Postmoderne bedeutet nicht notwendig das Ende, die Diskreditierung oder Verwerfung der Moderne. Postmoderne ist nicht mehr (aber auch nicht weniger) als der moderne Geist, der einen langen, aufmerksamen und nüchternen Blick auf sich selbst wirft, auf seine Lage und seine vergangenen Werke, nicht ganz überzeugt von dem, was er sieht, und den Drang zur Veränderung verspürt. Postmoderne ist die Moderne, die volljährig wird: die Moderne, die sich selbst aus der Distanz betrachtet statt von innen, die ein vollständiges Inventar von Verlust und Gewinn erstellt, sich selbst psychoanalysiert, die Absichten entdeckt, die sie niemals zuvor gründlich analysiert hat, und findet, daß sie sich gegenseitig ausschließen und widersinnig sind. Postmodern ist die Moderne, die sich mit ihrer eigenen Unmöglichkeit abfindet; eine sich selbst kontrollierende Moderne, eine, die bewußt aufgibt, was sie einstmals unbewußt getan hat" (1992a, S. 333).

Die Krise der Denkformen "aus einem Guß" weist über den Bereich des Denkens und Bewußtseins hinaus auf die gesellschaftlichen Lebensformen, die ein Leben im Plural erfordern. Ein Leben "aus einem Guß" scheint nicht mehr möglich.

DIE GESELLSCHAFTLICHE BASIS POSTMODERNEN DENKENS

Manche Rezeptionen des postmodernen Diskurses geben sich so, als sei es eine Frage des Geschmacks oder einer modischen Attitüde, ob man

sich auf ihn einlassen soll oder nicht. Dagegen argumentiert eine andere Position, die davon ausgeht, daß die Gesellschaft selbst sich aus jener Formation herausentwickelt hat, die im Rahmen moderner Konzepte begriffen werden könnte. Insofern ist es keine Geschmacksfrage, ob man sich einer Auseinandersetzung mit dem Postmodernismus stellen will oder es lieber lassen mag.

Für diese These läßt sich mit dem marxistischen amerikanischen Literaturwissenschaftler Fredric Jameson (1986a,b, 1990, 1991) eine kapitalismuskritische Begründung geben. Er geht von einer dritten Entwicklungsetappe des Kapitalismus aus, deren kulturell-ideologischer Reflex der Postmodernismus sei, "Postmoderne als Dominante in der Logik der Kultur im Spätkapitalismus" (Jameson, 1986a, S. 91). Insofern könnten wir es uns gar nicht aussuchen, ob wir mit dem Phänomen der Postmoderne etwas zu tun haben wollten oder nicht. Jede zeitgenössische gesellschaftskritische Analyse hat sich notwendigerweise auf die kritische Auseinandersetzung mit der Postmoderne und ihrem gesellschaftlichen Fundament einzulassen. Jameson bezieht sich auf die von Marx formulierte "Notwendigkeit, das Unmögliche zu tun, nämlich diese (postmoderne, d.Verf.) Entwicklung positiv und negativ zugleich zu denken, zu einem Denken zu gelangen, das gleichzeitig die nachweisbar unheilvollen Elemente des Kapitalismus und seine außerordentliche und befreiende Dynamik erfaßt"; es geht also um das Erfassen der radikalen Ambivalenz der "kulturellen Entwicklung im Spätkapitalismus": "als Katastrophe und als Fortschritt" (S. 92). Ähnlich sieht es Bauman: "Die Postmoderne ist ein Ort der Gelegenheit und ein Ort der Gefahr; und ist sie beides aus den denselben Gründen" (S. 320).

In den postmodernen Diskursen reflektieren sich jene gesellschaftlichen Veränderungen, die Jameson als neue Phase kapitalistischer Gesellschaftsentwicklung charakterisierte: In diesen Diskursen "werden Erfahrungsprozesse verarbeitet, die zwar in den ökonomischen und sozialen Veränderungen des Nachkriegskapitalismus ihre Wurzeln haben, aber erst in den kulturellen Umbrüchen der 80er Jahre zu Tage getreten sind; diese Erfahrungen spiegeln Entwicklungstendenzen, die auf eine Desintegration der sozialen Lebenswelt hinauslaufen und eine neue, riskante Schwelle der Individualisierung der Gesellschaftsmitglieder markieren" (Honneth, 1990, S. 669).

Die uns angebotenen Interpretationen für eine qualitativ neue Phase kapitalistischer Vergesellschaftung, ob sie unter dem Etikett "Spätkapitalismus" (so Jameson in Anlehnung an Mandel), "Postfordismus" (Hirsch, 1990), "semiotische Gesellschaft" (Wexler, 1990; Lash, 1990) oder "Risikogesellschaft" (Beck, 1986) präsentiert werden, beziehen sich vor allem auf die prägende Rolle neuer Informations- und Kommunikationstechnologien.

Es sind "drei relevante Erfahrungskomplexe", die sich nach Axel Honneth (1990) im postmodernen Denken widerspiegeln bzw. verarbeitet werden:

"a) Die technologischen Neuerungen der letzten Jahrhunderthälfte haben, nicht zuletzt unter dem Druck der Internationalisierung des Kapitals, zur Entstehung einer Medien- und Werbeindustrie geführt, die inzwischen beinahe die ganze Welt mit einem Netz elektronisch produzierter Informationseinflüsse überzieht; dieses System medial gesteuerter Kommunikation, deren prägnanteste Ausdrucksgestalten heute der Computer und das Fernsehen sind, macht sich zunehmend die kulturellen Leistungen ästhetischer Avantgarden zu eigen und baut sie gewinnbringend in die Reproduktionsvollzüge ein. Indem die Kultur damit aber in wachsendem Maße zugleich zur Produktionskraft und zur Ideologie des kapitalistischen Wachstumsprozesses wird, verliert sie endgültig ihren sozialen Rückhalt in der alltäglichen Lebenswelt" (Honneth, 1990, S. 669).

"b) Mit der Gefahr einer Auflösung des ästhetisch-kulturellen Interaktionsmediums der Lebenswelt geht heute zugleich ein Prozeß der Erosion ihrer normativen Bindekraft einher. Was Lyotard als das 'Ende der Metaerzählungen' beschreibt, ist, nüchtern betrachtet, nichts anderes als der beschleunigte Vorgang einer Zerstörung von solchen narrativ verfaßten Überlieferungen, in denen sich die Mitglieder eines Gemeinwesens in ihrer Gegenwart noch kommunikativ auf eine gemeinsame Vergangenheit und eine entsprechend konstruierte Zukunft hin verständigen konnten. Kulturelle Überlieferungen dieser Art, also narrativ verfaßte, kontextübergreifende Darstellungen der gesellschaftlichen Entwicklung, scheinen einerseits mit dem endgültigen Zerbrechen metaphysischer Hintergrundgewißheiten ihre geschichtsphilosophische Legitimationsbasis zu verlieren; andererseits aber fehlt für die identitätssichernden und kommunikationsstiftenden Funktionen der zerfallenden Metaerzählungen noch jedes Äquivalent postmetaphysischen Zuschnitts."

"c) Schließlich geht mit der Auflösung des ästhetischen und des normativen Interaktionsmediums der sozialen Lebenswelt auch eine Schwächung der Kommunikationsfähigkeit der Subjekte selbst einher. Zum einen läßt nämlich der Verlust der kulturellen Bindungskräfte, die bislang die Identitäten der sozialen Gruppen expressiv und normativ aufrechterhalten hatten, die Subjekte einander zu atomisierten Einzelnen werden; darüber hinaus aber ist mit dem biographischen Bedeutungsschwund der industriellen Arbeit auch die Auflösung jenes traditionellen Pfades der individuellen Selbstverwirklichung verknüpft, auf dem die Individuen sich im Zuge ihres Arbeitsengagements zugleich auch als produktive Kooperationspartner in einem gesellschaftlich nützlichen Aufgabenfeld wahrzunehmen und wertzuschätzen lernten. Beide Tendenzen zusammengenommen führen zu einem Zustand wachsender Orientierungslosigkeit, ja Fragmentierung des

einzelnen Subjekts; aus den kommunikativen Bindungen traditionsge-
stützter Lebensstile herausgelöst, sieht Baudrillard daher heute das ver-
einzelte, innerlich verflachte Subjekt dem Einfluß der elektronisch fabri-
zierten Medienwirklichkeit so stark ausgesetzt, daß es allmählich die ko-
gnitive Fähigkeit zur Unterscheidung von Realität und Fiktion zu verlieren
beginnt: innerhalb der sozialen Lebenswelt findet ein Prozeß der Fiktio-
nalisierung von Wirklichkeit statt, der das atomisierte Individuum zu ei-
nem Imitator medial vorgefertigter Existenzstile werden läßt und dement-
sprechend im großen zu einer artifiziellen Pluralisierung ästhetisch ge-
prägter Lebenswelten führt. Weil der Einzelne den kommunikativen Rück-
halt einer gemeinsam geteilten kulturellen und narrativen Praxis verloren
hat, unterliegt er der Übermacht jener sekundären Bilderflut, die ihn unun-
terbrochen zur Simulierung fremder Lebensstile anhält; insofern tritt heu-
te an die Stelle innerlich motivierter Selbstverwirklichungsweisen zuneh-
mend das Muster einer medial erzeugten, ästhetisch organisierten Bio-
graphie (...).

Die Folge des beschleunigten Zerfalls sozialer Bindungskräfte ist eine
Tendenz der motivationalen Entleerung von Subjektivität, in die die elek-
tronische Medienwelt dann mit ihren Simulationsangeboten kompensato-
risch eingreifen kann. Das Spezifische der postmodernen Sozialtheorien
ergibt sich nun aber überhaupt erst daraus, daß sie dem zeitdiagnosti-
schen Zusammenhang von kultureller Erosion und individuellem Authen-
tizitätsverlust eine Deutung zu geben versuchen, die ihm jeden negativen
oder problematischen Charakter nimmt" (ebd., S. 670).

Was eigentlich das "Soziale" ausmacht, schwimmt in diesem Prozeß
der Fragmentierung und Differenzierung immer mehr: Kollektive Lebens-
lagen und Klassen erodieren und sind fast nur noch durch abstraktive
Anstrengungen der Soziologie zusammenzuhalten und auch die Soziolo-
gie hat schon fast kapituliert. Familie und Nachbarschaft sind längst nicht
mehr das, was sie einmal waren. Die Klarheit einer unhinterfragt akzeptier-
ten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und ihre institutionellen Ar-
rangements sind uns auch fast vollständig abhanden gekommen. Die über
mehrere Generationen wirksame Aufteilung der Welt in das Reich des be-
drohlichen Kommunismus und das Reich der Freiheit ist kollabiert.

Es besteht besonderer Anlaß gerade jetzt nach dem Stellenwert des "So-
zialen" radikal zu fragen. Wir sind damit konfrontiert, daß die letzten Be-
stände scheinbar selbstverständlich gegebener gesellschaftlicher Forma-
tionen in einem sich beschleunigenden gesellschaftlichen Veränderungs-
prozeß aufgegeben werden.

In diesem Veränderungsprozeß bleiben auch die individuellen Leben-
schancen nicht unberührt. Für Ralf Dahrendorf (1979) sind sie die Funkti-
on von zwei zusammenhängenden Grundelementen, die er Optionen und
Ligaturen nennt. Optionen sind die durch einen gesellschaftlichen Ort ge-

gebenen Wahlmöglichkeiten oder Handlungsalternativen einer Person. Ligaturen bezeichnen gesicherte Bezüge, Verankerungen, Einbindungen und Bindungen. Sie benennen Sinn-, Sozial- und Ortsbezüge einer Person. Sie stellen die fixen Handlungskordinaten dar, während die Optionen Situationen thematisieren, in denen Entscheidungen möglichen und notwendig sind. Vormoderne Gesellschaften mit ihren statisch-hierarchisch geordneten Sozialstrukturen, die zugleich die religiöse "Weihe" von Gott gewollter und gestifteter Ordnungen für sich in Anspruch nehmen konnten, hatten keinen Spielraum für selbstbestimmte Optionen des Subjekts. Die Ordnung der Dinge bestand in einem Korsett von Ligaturen. Der Prozeß der Modernisierung, der im Zuge der Durchsetzung der kapitalistisch verfaßten industriellen Gesellschaften in Gang kam, setzte eine dramatische Entwicklung der "Freisetzung" aus orts- und sozialstabilen Bindungen in Bewegung und schuf damit letztlich auch die moderne "soziale Frage". Die im entstehenden Proletariat gemeinsame Erfahrung, daß die eigene Lebensexistenz in elementarster Weise bedroht ist, führte zu "Notgemeinschaften" und schließlich auch zu kollektiven Kampforganisationen, die für eine Minderung der Lebensnot zu streiten hatten. In diesem Prozeß der kollektiven Interessenorganisation sind neuartige Ligaturen entstanden, Strukturen engmaschiger solidarischer Netzwerke, Formen der Absicherung von Lebensrisiken.

In dieser historischen Tradition stehen auch die aktuellen Freisetzungs- und Individualisierungsprozesse. Allerdings kommt ein wesentlicher neuer Faktor hinzu. In den fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften des Westens haben die durchschnittlich erreichten Formen der materiellen Existenzsicherung ein Niveau erreicht, auf dem der alltägliche Kampf gegen eine existentielle Lebensnot nicht mehr erste Priorität hat. Die Folge davon ist eine zunehmende Auflösung kollektiver Formen der solidarischen gegenseitigen Unterstützung. Das bedeutet notwendigerweise auch eine Erosion spezifischer Ligaturen. Die Erosion stabiler sozialer Zusammenhänge wird durch weitere Faktoren gefördert: ein kaum überschätzbarer technologischer Veränderungsschub unter der symbolischen Flagge des Mikrochip; die Dynamik eines sich strukturell verändernden Arbeitsmarktes, der zu einem stetigen Anstieg von geographischer und sozialer Mobilität führt; die Durchkapitalisierung aller Lebensbereiche; Zerstörung gewachsener städtischer Wohnquartiere; die ökologische Krise. Und besonders wichtig: Die Aufkündigung der bislang vorherrschenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die die alltäglichen Beziehungen

zwischen den Geschlechtern und im Mikrokosmos der Familien radikal verändert. Ganz sicher wird die Entwicklung in Osteuropa und vor allem die destruktive Dynamik des Vereinheitlichungsprozesses in Deutschland nachhaltige Wirkungen zeitigen.

In diesen grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen entsteht eine neue Konstellation von Chancen und Risiken: "Freisetzung der Individuen aus den selbst schon wieder zur Tradition der kapitalistischen Gesellschaft gewordenen sozialen Bezügen, wie sie durch Klassen, Familienformen und Berufsbindungen, durch regionale und soziale Milieus ... bereitgestellt worden sind" (Neckel, 1989, S. 52), erzeugt diese Konstellation riskanter Chancen, also nicht nur den Gewinn an Spielraum für die Ausgestaltung eines persönlichen Lebensstils, sondern auch den Verlust kollektiver Sicherheit und Zugehörigkeit. "Individualisierung ist ... ein äußerst prekäres Verhältnis, das man zu sich und den gesellschaftlichen Bedingungen haben kann, denen man seine Existenz verdankt" (ebd., S. 54). Das wird vor allem in Zeiten wachsender Krisenhaftigkeit spürbar: "In den achtziger Jahren ... greifen zwei Bewegungen ineinander: die Verschärfung sozialer Ungleichheit geht mit ihrer Individualisierung einher, weil die Risiken der kapitalistischen Modernisierung durch Klassenkulturen und Klassensolidarität weder hinlänglich bekämpft noch gemildert werden können. Über die Fährnisse des Arbeitsmarktes und der sozialen Konkurrenz auf die Wahrnehmung seiner je eigenen Chancen konditioniert, wird das Fehlen von Bindungen und Traditionen in dem Moment schmerzhaft bewußt, wo diese Rückschläge, Niederlagen, Kränkungen und Not hätten abfedern können" (ebd.).

Diese realen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse haben aber nicht nur die sozialen Lebensformen radikal enttraditionalisiert, sondern sie führen auch zu Konsequenzen für die "Innenseite" des Subjekts und vor allem auch für unsere Vorstellungen von dieser.

Fassen wir vor dem nächsten Schritt noch einmal das Bedeutungsspektrum der Rede von der "Postmoderne" zusammen:

- (1) Ihr erster Sinn meint die kritische Reflexion der realen Grenzerfahrungen mit den Ansprüchen bzw. den nicht eingelösten Ansprüchen der Moderne. Das Konzept der "Risikogesellschaft" formuliert ein unaufhebbar reflexives Verhältnis zur Mo-

derne und leitet die "reflexive Modernisierung" ein (Beck, 1991; Krüger, 1991; Giddens, 1990,1991,1992).

(2) Daneben ist es die Erfahrung einer Veränderung unserer realen alltäglichen Lebensformen, die immer weniger in ein einheitliches Lebensmodell gepackt werden können. Stattdessen sind unsere Lebenswelten geprägt von einer unaufhaltsam fortschreitenden Individualisierung und Pluralisierung, die nicht mehr widerspruchs- und ambivalenzfrei gelebt werden können. Das ist die Realerfahrung in postmodern geprägten Lebenswelt.

(3) Die dritte Bedeutung von Postmoderne sehe ich in der philosophischen Reflexion dieser Realerfahrungen und der Dekonstruktion unserer Konzepte vom Subjekt und seiner Welt, mit denen sich die Moderne in unserem Denken eingenistet hat.

Die zentrale These meines Vortrags möchte ich so formulieren:

Lebensbewältigung wird für das zeitgenössische Subjekt zu einer riskanten Chance, die kaum über die Orientierung an traditionsbestimmten sozialen Vorgaben genutzt werden kann. Das Individuum wird zunehmend zum Handlungszentrum seiner eigenen Lebensorganisation. Die kreative Nutzung solcher Chancen erfordert spezifische individuelle, soziale und ökonomische Ressourcen erfordert. Für Kinder und Jugendliche beinhaltet dieser Prozeß hin zu individualisierten Formen der Lebensbewältigung besondere Risikokonstellationen. In der Erosion vorgegebener Lebenskorsette wächst die Chance, aber auch die Notwendigkeit für die Gestaltung der eigenen Lebensweise und gleichzeitig fehlen häufig die Möglichkeiten für den Erwerb von Kompetenzen, die erforderlich sind, um den erweiterten Möglichkeitsraum für Selbstgestaltung "aufrechten Gang" produktiv nutzen zu können. Psychosoziale Praxis und der sie ermöglichende sozialpolitische Rahmen müssen diesen Risikokonstellationen in spezifischer Weise Rechnung tragen. Das gemeindepsychologische Konzept von "Empowerment" hat bislang am explizitesten in diese Richtung gedacht und könnte eine entsprechende gedankliche Basis für psychosoziale Praxisformen abgeben. Dabei werden Spielräume für experimentelle Suchbewegungen in Richtung neuer Praxisformen besondere Relevanz erhalten.

Wir PsychologInnen gehen in unseren beruflichen Handlungsstrategien von den Problemen aus, für deren Bewältigung von der Psychologie Lö-

sungen erwartet werden. Bezogen auf den Bereich der Familien-, Erziehungs- und Jugendberatung sind es die vielfältigen kindlichen, jugendlichen und familiären Leidens- und Problemzustände. Wenn wir über die Perspektive des "medizinischen Modells" hinausfragen, dann stellt sich die Frage, wie sich in dem jeweiligen Leidens- und Problempanorama die soziokulturell typischen Strukturprobleme auffinden lassen. Inwiefern lassen sich in den typischen Belastungssituationen und den mißlingenden Bewältigungsversuchen von Kindern, Jugendlichen und Familien heute die Konturen der "Risikogesellschaft" aufspüren? Das Konzept der "Risikogesellschaft" verweist uns auf zwei zentrale Dimensionen:

(1) Die Risiken einer Zivilisation, die ihren Fortschritt über die rücksichtslose Ausbeutung der natürlichen Lebensgrundlagen betreibt, aber zunehmend von den "unerwünschten Nebenfolgen" dieses Prozesses geplagt wird. Hier haben wir es vor allem mit den gesundheitlichen Folgekosten der ökologischen Unvernunft zu tun. Die durch sie verursachten Gesundheitsgefährdungen faßt Klaus Hurrelmann in dieser Weise zusammen: "Kinder und Jugendliche sind von dieser Entwicklung besonders stark betroffen. Sie nehmen nicht nur physiologischen Schaden, sondern sie leiden auch psychisch, seelisch und sozial, stärker als andere Altersgruppen der Bevölkerung, unter der ökologischen Krise" (1990, S. 155).

(2) Die Risiken einer sich zunehmend enttraditionalisierenden Gesellschaft, die für das Subjekt der (Post-)Moderne Verunsicherungen, existenzielle Bodenlosigkeit, neue Kompetenzanforderungen und nicht immer erreichbare Chancen bedeuten. Hier handelt es sich um die "psychosozialen Kosten" des hochtourigen "Projekts der Moderne", das auch auf der Subjektebene zunehmend spürbar an seine Grenzen stößt. Und diese lassen sich auch in Form von Gesundheitsrisiken erfassen: "Gesundheitsbeeinträchtigungen und Verhaltensauffälligkeiten drücken ... die Probleme aus, die junge Menschen bei der Aneignung des eigenen Körpers und der sozialen und dinglichen Welt haben. Sie sind ein Signal für die nicht befriedigend gelingende Auseinandersetzung mit den Anforderungen und Herausforderungen, die sich ihnen stellen. Sie sind letztlich auch ein Indikator dafür, daß Kinder und Jugendliche nicht das Ausmaß von Achtung, Würde und Subjektivität erfahren und erlangen, das sie für ihre gesunde Entwicklung benötigen" (Hurrelmann 1990, S.3).

"Trotz der ... Erfolge bei der Versorgung der Bevölkerung mit materiellen Gütern und wichtigen Dienstleistungen ist aber das soziale, psychische und körperliche Wohlbefinden großer Teile der jungen und jüngsten Bürgerinnen und Bürger keineswegs ausreichend gewährleistet. Sie zahlen, um im Bild zu sprechen, einen 'hohen Preis' für die fortgeschrittene Industrialisierung und Urbanisierung, der sich in körperlichen, psychischen und sozialen Belastungen ausdrückt" (ebd. 58).

"Die Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen ist heute ebenso wie die von Erwachsenen in der sozialen Lebenswelt durch eine eigentümliche Spannung gekennzeichnet: Einerseits sind auch schon für Kinder und Jugendliche die Freiheitsgrade für die Gestaltung der eigenen individuellen Lebensweise sehr hoch. Andererseits werden aber diese 'Individualisierungschancen' erkaufte durch die Lockerung von sozialen und kulturellen Bindungen. Der Weg in die moderne Gesellschaft ist so gesehen auch ein Weg in eine zunehmende soziale und kulturelle Ungewißheit, in moralische und wertemäßige Widersprüchlichkeit und in eine erhebliche Zukunftsunsicherheit. Deswegen bringen die heutigen Lebensbedingungen auch so viele neue Formen von Belastung mit sich, Risiken des Leidens, des Unbehagens und der Unruhe, die teilweise die Bewältigungskapazität von Kindern und Jugendlichen überfordern.

Vermutlich liegt hier einer der Gründe dafür, daß bei Kindern und Jugendlichen trotz hohem Lebensstandard der Anteil derer mit sozialen Problemen, psychischen Störungen und körperlichen Krankheiten wächst" (ebd. 59).

Der Bielefelder Jugendgesundheitssurvey von 1993 (Repräsentativbefragung von 2.400 12- bis 17-jährigen Jugendlichen zu ihrem selbstberichteten Gesundheits- und Krankheitstatus, ihrem Gesundheitsbewußtsein und ihrem Gesundheitsverhalten) zeigt ein relativ hohes Niveau gesundheitlicher Beeinträchtigungen: "Kopfschmerzen, Nervosität und Unruhe wie Konzentrationsschwierigkeiten werden von über einem Drittel der ... befragten Jugendlichen als regelmäßige Beeinträchtigung im psychosomatischen und psychosozialen Bereich angegeben. Es folgen Kreuz- und Rückenschmerzen, Schwindelgefühle, Magenbeschwerden, Appetitlosigkeit und Schlaflosigkeit" (Hurrelmann 1994, S. 9). "Psychische Störungen (Verhaltensauffälligkeiten) haben nach allen vorliegenden Untersuchun-

gen in den letzten Jahren leicht aber kontinuierlich zugenommen und liegen bei 10- bis 15% der Altersgruppen" (ebd., S. 10).

JUGEND IM GESELLSCHAFTLICHEN UMBRUCH

Man könnte die bisherigen Überlegungen und Befunde so zusammenfassen: Die Risikolagen einer Gesellschaft manifestieren sich insbesondere in der Jugendphase. In ihr suchen Heranwachsende ihren gesellschaftlichen Ort, ihre soziale Startposition und ihre eigenständige Identität. Der Jugendlichkeitsmythos in unserer Gesellschaft verstellt in fataler Weise den Blick für wachsende Gesundheitsrisiken Jugendlicher. Dieser Mythos setzt die Phase des jugendlichen Heranwachsens mit Gesundheit, Energie, beinahe unbegrenzten Kraftreserven und Zukunftsoptimismus gleich. Nur auf den ersten Blick scheint es sich bei Jugendlichen um eine vergleichsweise sehr gesunde Bevölkerungsgruppe zu handeln. Auf den zweiten Blick wird deutlich, daß zwar die relativen Morbiditätsraten fast aller Altersgruppen in den letzten Jahren zurückgegangen sind, vor allem bei den ganz jungen und den ganz alten Menschen, in der Altersgruppe der 10- bis 25jährigen sind jedoch gegenläufige Trends festzustellen (das Krankheitsspektrum hat sich zu chronischen Krankheiten hin verschoben. Die Tendenz ist steigend. In die gleiche Richtung weisen psychosomatische Beeinträchtigungen und natürlich hat sich der Konsum von Sucht- und Rauschmitteln auf einem hohen Niveau stabilisiert).

In einer Gesellschaft, der zunehmend einheitliche Ziele und Werte abhandeln kommen, die von der Pluralisierung der Lebensstile gekennzeichnet ist und in der sich die sozialstrukturell gegebenen objektiven Lebenschancen höchst unterschiedlich bieten, wird die Lebensgestaltung zu einem risikoreichen Unternehmen, bei dem sich das Subjekt immer weniger auf vorgegebene Normen und Modelle beziehen kann. In der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Jugend wird meist nur das - gegenüber ihren Vorläufergenerationen - vergleichsweise höhere Maß an Selbstgestaltung von Alltag und Biographie gesehen, aber Selbstorganisation ist zugleich eine gesellschaftliche Anforderung, für die es aber nur eingeschränkte Realisierungschancen gibt. Wolfgang Gernert, Vorsitzender der Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz, formuliert diesen widersprüchlichen Zusammenhang so: "Die Aussage, Kinder und Jugendliche hätten noch nie so viele Chancen gehabt wie heute, muß er-

gänzt werden: Auch die Zahl der Risiken ist enorm gewachsen und macht ein Scheitern möglich" (1993, S. 132).

Bei westdeutschen Jugendlichen haben schon vor der Wende verschiedene Studien (z.B. Engel und Hurrelmann 1989) aufzeigen können, daß Jugendliche mit wachsenden Gesundheitsproblemen, aber auch mit Gewalt und Fremdenhaß auf ihre Situation reagieren. Für ostdeutsche Jugendliche ist nun nicht nur diese "Risikogesellschaft" ebenso zu ihrer Normalität geworden, sondern sie sind in einem wesentlichen umfassenderen und abrupteren Sinne aus ihren bis 1989 bestehenden, klar geordneten Normalbiographien herausgerissen worden. Die allermeisten haben dies als großen Freiheitsgewinn erlebt und zugleich hatten sie - wie die gesamte ostdeutsche Bevölkerung - kein "Moratorium", um sich neu zu orientieren, zu lernen oder gar zu experimentieren. Vor allem hatten sie nur minimale Möglichkeiten, an der Gestaltung der neuen Lebensbedingungen mitzuwirken und in diesem Prozeß sich selbst neu zu konstruieren. Das "Neue" kam wie eine Sturmflut, in der man erst einmal nur rettende Haltegriffe suchte.

In den 80er Jahren habe ich als bundesrepublikanischer Bürger und Wissenschaftler einen Blick auf die sich wandelnden gesellschaftlichen Lebensbedingungen ausgebildet, den ich auf die Formel riskanter Chancen gebracht habe. In dieser Formel sollte die Tatsache verdichtet und ausgedrückt werden, daß in den gesellschaftlich-technologischen Wandlungsprozessen der unmittelbaren Gegenwart nicht nur entweder eine Vermehrung von Lebenschancen steckt oder eine Zunahme bedrohlicher Risiken, sondern daß beide Dimensionen unmittelbar zusammengehören. Der chanceneröffnende Zugewinn an neuen Optionen und Gestaltungsfreiräumen der eigenen Lebensführung bedeuten zugleich Verluste an Traditionen und Sicherheiten, in die hinein der eigene Lebensplan entworfen werden kann. Der Zugewinn an Lebensalternativen beinhaltet zugleich das erhöhte Risiko, zu entwurzeln und zu vereinsamen.

Die psychosozialen Risikolagen in den alten Bundesländern wurden zum Ausgang der 80er Jahre zunehmend über dieses spezifische Profil der "Risikogesellschaft" beschrieben. Wir hatten begonnen, das Subjekt als aktives Zentrum seiner eigenen Lebensorganisation zu entdecken, das sich als Konstrukteur eigener Lebenspläne versteht. Und wir haben zunehmend gelernt nach den Ressourcen zu fragen, die ein Subjekt zur

Realisierung seiner Lebenskonzeption und zur Auseinandersetzung mit Belastungen und Krisen aktivieren kann. Überwunden wurde damit eine Sicht des Subjekts, die dieses als Opfer der Verhältnisse sieht, als passive Prägefläche für widrige oder pathogenetische Umstände.

Eine solche Perspektive wird auch durch aktuelle gesundheitswissenschaftliche Modelle gestützt. In ihnen wird von dem sozialen Prozeß der Entstehung von Krankheiten und den Möglichkeiten ihrer Verhinderung her gedacht. Nehmen wir als Beispiel das sogenannten "salutogenetische Modell" des israelischen Forschers Aaron Antonovsky. Seine zentrale Fragestellung zielt weniger darauf, wie Krankheiten und Fehlentwicklungen zustande kommen, sondern eher darauf, wie es Individuen schaffen, gesund zu bleiben und keine Auffälligkeiten oder Krankheiten zu zeigen. Also: Wie schaffen es Menschen, angesichts der Vielzahl krankheitserregender, psychisch irritierender und sozial belastender Faktoren, ihre persönliche Integrität und Gesundheit aufrechtzuerhalten? Mit dieser Fragestellung richten wir einerseits unsere Aufmerksamkeit auf die vielfältigen Belastungsfaktoren, aber andererseits rücken zunehmend auch die Bewältigungsressourcen ins Blickfeld. Das sind sowohl körper- und subjektbezogene Immunfaktoren als auch soziale, materielle und kulturelle Faktoren und Stimmungen. Dabei geht es vor allem um Sinnstiftung, Hoffnung und das Gefühl, es schaffen zu können. Diese allgemein sozialklimatischen Bedingungen lassen sich in einem Koordinatensystem kennzeichnen, das sich zwischen den Polaritäten einer Kultur der Hoffnung gegenüber einer Kultur der Demoralisierung aufspannt.

DIE EMPOWERMENT-IDEE: GEMEINSAM(E) KRÄFTE ENTDECKEN UND FÖRDERN

In der psychosozialen Landschaft werden in konjunkturellen Zyklen immer wieder neue Fahnen gehißt, die ganz neue Orientierung angepriesen oder neue Technologien: Einst die Verhaltenstherapie, später die systemische Perspektive. Und jetzt "Empowerment"? Ich möchte Sie enttäuschen und beruhigen. Ich werde keine neue Fahne hissen, sondern einzig und allein das Konzept "Empowerment" als eine konzeptuelle Fokussierung von längst vorhandenen Wissensbeständen vorstellen. Den Fachleuten der Frühförderung werde ich keine Vorschläge machen, wie sie ihre Arbeit anders machen sollten. Aber ich gehe davon aus, daß in allen Praxisfeldern der psychosozialen Versorgung vergleichbare Probleme bestehen und bewältigt werden müssen. "Empowerment" ist eine Idee aus der Ge-

meindepsychologie, mit der ich Sie bekannt machen möchte. Sie müssen ihre Überzeugungskraft selbst beurteilen und sich dann fragen, welche möglicherweise neuen Perspektiven Sie für Ihren Praxisbereich daraus ziehen können.

Im Vergleich zu professionellen Orientierungen wie "Intervention" oder "case work" hat der Begriff "Empowerment" ein gewisses Etwas, ein Flair. Das vermittelt vor allem die "Power"-Komponente im Begriff. Wir kennen sie in Verbindung mit "black power" oder "women power" oder neuerdings "power book". Diese emanzipative Bedeutung steckt natürlich in diesem Begriff. Aber auf ihre Reißerqualitäten will ich zunächst einmal überhaupt nicht setzen. Zumal der Begriff ja nicht nur von der "Power"-Komponente lebt, sondern auch von der Vorsilbe "Em-", die den Sinn von Geben, Abgeben, Weggeben transportiert. Und das ist gerade der zentrale neue Aspekt: Nicht für sich Macht fordern oder erobern, sondern sie weitergeben, sie bei anderen wecken, ihnen dabei helfen, sie zu entdecken. Also "Empower-ment" meint nicht einfach Veränderung der Machtverhältnisse, obwohl es auch darum geht, sondern um die Gewinnung oder Wiedergewinnung von Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen.

Ich sehe vor allem zwei Entwicklungen und darauf bezogene Argumentationsstränge, die für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem "Empowerment"-Konzept sprechen. Sie bedürfen keines ideologischen Wärmestroms, keiner Bekenntnisse zum Fortschritt und zur Emanzipation.

(1) Der erste Strang geht von dem gesicherten Wissen aus, daß Lebensbewältigung generell, die Realisierung von Identitätsentwürfen und der Umgang mit Krisen. Krankheit und Behinderung sozialer Ressourcen bedarf, sozialer Netzwerke und Bezüge. "Gemeinsam(e) Kräfte entdecken" könnte man die Idee auch überschreiben. Das "Empowerment"-Konzept knüpft an diesem Wissensreservoir der Netzwerk- und Unterstützungsforschung an und formuliert aus diesem Wissen eine neue Perspektive professionellen Selbstverständnisses.

(2) Ein zweiter Argumentationsstrang geht von der aktuellen gesellschaftlichen Situation der "Risikogesellschaft" aus und fragt nach den durchschnittlichen Handlungsqualifikationen, die ein Subjekt benötigt, um handlungsfähig zu sein. Das (post)-moderne Subjekt wird beschrieben als individualisierte Person, die ihre eigene Lebensorganisation zu schaffen

hat und sich dabei zunehmend weniger auf soziale Traditionen, Vorgaben und Regeln stützen kann. In diesem Sinne ist für jeden einzelnen ein Stück "Em-powerment" objektiv notwendig.

Diese beiden Argumentationsstränge werde ich im weiteren explizieren.

I. Die Empowerment-Perspektive bündelt wichtige Lernprozesse des letzten Jahrzehnts. Sie knüpft ein Netz von Ideen zu einer neuen Orientierung psychosozialen Handelns. Es sind vor allem die folgenden Lernprozesse:

(1) Von der Defizit- oder Krankheitsperspektive zur Ressourcen- oder Kompetenzperspektive. Das Wissen um die Stärken der Menschen und der Glaube an ihre Fähigkeiten, in eigener Regie eine lebenswerte Lebenswelt und einen gelingenden Alltag herzustellen, führt mit Notwendigkeit zu einer anderen beruflichen Perspektive als im Falle eines professionellen Szenarios der Hilfebedürftigkeit.

(2) Nur jene Art von professionellem Angebot kann letztlich wirksam werden, das in das System des Selbst- und Weltverständnisses der KlientInnen integrierbar ist und das persönlich glaubwürdig und überzeugend vermittelt wird. Solche Einsichten führen mit Notwendigkeit zur Überwindung einer einseitigen Betonung professioneller Lösungskompetenzen und von der Orientierung an der Allmacht der Experten zu einer partnerschaftlichen Kooperation von Betroffenen und Fachleuten. Von Dauer können nur Veränderungen sein, die den Grundsatz "Hilfe zur Selbsthilfe" realisieren.

(3) Jede professionelle Aktivität, der es nicht gelingt, zur Überwindung des Erfahrungskomplexes der "gelernten Hilflosigkeit" oder "Demoralisierung" beizutragen, wird wirkungslos bleiben. Die Wirksamkeit professioneller Hilfe wird davon abhängen, ob das Gefühl gefördert werden kann, mehr Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen zu erlangen.

(4) Soziale Unterstützung im eigenen sozialen Beziehungsgefüge ist von großer Bedeutung bei der Bewältigung von Krisen, Krankheiten und Behinderungen sowie bei der Formulierung und Realisierung selbstbestimmter Lebensentwürfe. Gerade die Kräfte, die durch die Vernetzung von gleich Betroffenen entstehen können, sind von besonderer Qualität.

(5) **Psychosoziale Praxis läßt sich nicht in Kategorien von Widerspruchsfreiheit oder im Funktionskreis instrumentellen Denkens adäquat erfassen. Anstelle eines Diskurses, der von der Unterstellung eines hehren Allgemeinwohl ausgeht, ist es notwendig, Widersprüche, Interessenunterschiede und unterschiedliche Bedürfnisse zum Thema zu machen. Hierzu gehören auch Themen wie die Janusköpfigkeit von Hilfe und Kontrolle in allen Formen psychosozialen Handelns; die Analyse unerwünschter Nebenfolgen "fürsorglicher Belagerung" und ihrer institutionellen Eigenlogiken und schließlich auch die Anerkennung unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Interessen von KlientInnen und Professionellen.**

(6) **Die wichtigste Erkenntnis, die auf solchen Pfaden divergenten Denkens zu gewinnen ist, ist die Einsicht in die Dialektik von Rechten und Bedürftigkeiten. Die klassische wohlfahrtstaatliche Philosophie war ausschließlich von einer Definition von Bedürftigkeiten und auf sie bezogener sozialstaatlicher Hilfe- oder Präventionsprogramme bestimmt. Die meisten Therapie- und Präventionsprogramme gehen - in aller Regel mit guten und nachvollziehbaren Gründen - von einer Annahme spezifischer Defizite und Bedürftigkeiten aus, die im wohlverstandenen Interesse der Betroffenen verhindert, kompensiert oder verändert werden sollen. Erst in den 70er Jahren wurde - nicht zuletzt in Folge heftiger Konflikte zwischen wohlwollenden HelferInnen und zunehmend eigene Ansprüche formulierender KlientInnen - die Ebene der Rechte als unabhängiger Begründungsinstanz für Handeln oder dessen Unterlassung "entdeckt". Es war sicher kein Zufall, daß diese Entdeckung in die Zeit der sich abzeichnenden Krise des Wohlfahrtsstaates fiel. In Zeiten wachsender Sozialbudgets ist eher die Vorstellung gewachsen, daß bei uns Professionellen die Angelegenheiten der Betroffenen in guten Händen seien. Die Segnungen immer neuer Spezialprogramme und -einrichtungen ließen sich beweiskräftig so verstehen. Die von uns so bereitgestellte "fürsorgliche Belagerung" hatte eine Qualität der tendenziellen Rund-um-Versorgung, bei der der Gedanke der Einschränkung von KlientInnen-Rechten und der Kontrolle von Lebenssouveränität weniger Nahrung erhielt. Die Krise des Sozialstaats hat auch für viele Betroffene sichtbar gemacht, daß ihre Rechte keineswegs in Wohlfahrtsleistungen gesichert sind und mit deren Abbau auch gefährdet sind und eigenständig vertreten und abgesichert werden müssen. Rappaport bringt die beiden Sichtweisen auf die Formel von "Kinder in Not" oder "Bürger mit Rechten". Es handelt sich nicht um Entweder-oder-Perspektiven, sie müssen in dem Spannungsverhältnis, in**

dem sie zueinanderstehen, erhalten bleiben. Gerade an der Reaganschen Kahlschlagpolitik im Sozialbereich kann das aufgezeigt werden. Sie hat sich gerne mit Schlagworten wie Bürgerrechte oder "Freiheit" vom Staat drapiert und gleichzeitig wohlfahrtsstaatliche Leistungen abgebaut. Dazu bemerkt Rappaport treffend: "Rechte ohne Ressourcen zu besitzen, ist ein grausamer Scherz" (S. 268).

II. Mein zweiter Argumentationsstrang geht von der These aus, daß die spezifischen Gestaltungsbedingungen alltäglicher Lebenswelten heute ohne die Fähigkeit zur Selbstorganisation nicht produktiv genutzt werden können und deshalb Empowerment-Prozesse zur Lebensbewältigung unabdingbar sind. Helmut Fend versucht die jeweils vorherrschenden Generationsgestalten aus den gesellschaftlich dominanten Formen der Daseinsgestaltung zu deuten: "Jede Generation, die in diese Welt und in unseren Kulturkreis geboren wird, findet in ihrer Umwelt Menschen, die sich im Umfeld der natürlichen, kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen um die Bewältigung ihres Daseins bemühen. In solche aktiven Problembewältigungen muß auch die neue Generation hineinwachsen. (...) In Gesellschaften, in denen ein rascher sozialer Wandel zu beobachten ist, verändern sich die altersspezifischen Problemvorgaben und Rahmenbedingungen der Existenzbewältigung" (1988, S. 294). Diese allgemeine Rahmenthese spezifiziert Fend in weiteren Argumentationsschritten:

(1) Es habe sich generell ein Wandel von geschlossenen und verbindlichen zu offenen und zu gestaltenden sozialen Systemen vollzogen und das hat Konsequenzen für die Sozialisation. "Aufwachsen heute bedeutet nur mehr für einen verschwindend kleinen Teil, in lokalen und dichten sozialen Kontrollnetzen mit geschlossener weltanschaulicher (religiöser) Sinnggebung und klaren Autoritätsverhältnissen und Pflichtkatalogen groß zu werden" (ebd., S.295). Die gesteigerte soziale und geographische Mobilität hat die Bindung an fixe Koordinaten der Lebensplanung gelockert und dem einzelnen die Verantwortung für die Wahl seiner Freunde und Partner, für Ausbildung und Beruf und die Entscheidung für spezifische Lebensstile übertragen. Ganz im Sinne von Elias folgt daraus: "Innere Kontrolle muß fehlende äußere Kontrolle ersetzen" (ebd., S.295).

(2) In diesem Veränderungsprozeß sind zunehmende "Freiheitsgrade des Handelns" enthalten und ebenso "Erweiterungen von Möglichkeitsräumen" (ebd.). "Erweiterte Möglichkeiten bedeuten aber auch geringere

Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. (...) Damit werden aber Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten" (ebd., S.296).

(3) Fend betont die "Stärkung der individuellen Entscheidungsmöglichkeiten und Entscheidungsnotwendigkeiten", die als "Individualisierungsschub" bezeichnet werden (ebd., S.296). Kinder sind nicht mehr Teil ökonomischer Sicherung. Man entscheidet sich für sie aus inneren Motiven. Der zunehmende ökonomische Bedeutungsverlust von Kindern sei durch ihren psychischen Bedeutungszuwachs kompensiert worden. Ihr Glück und ihre optimale Förderung stehen im Mittelpunkt des familiären Lebens.

(4) Die Maßstäbe und Bezugssysteme für das, was als gelingende Lebensbewältigung betrachtet wird, die Standards für das, "was von diesem Leben berechtigterweise erwartet werden darf", haben sich mit diesen Veränderungen gewandelt. Der "generationsspezifische Erwartungshorizont" für das, was als selbstverständlich und als erreichbar gilt und das, was als knapp, aber anstrengenswert gilt, hat sich verschoben: Seinen "Kern bilden Erwartungen an ein erfülltes Leben. Die heutigen Bedingungen kristallisieren diese Ansprüche um jene der personalen Selbstentfaltung im Spannungsfeld von bedingungslosen Akzeptanzwünschen und normativ geleiteter aktiver Selbstgestaltung" (Fend 1988, S.297).

(5) Die bislang beschriebenen Argumentationsschritte transportieren ein Bild von Freiheitsgewinn und wachsender personaler Selbstentfaltung: "Die Freiheitsgrade des Handelns bürden den Heranwachsenden aber auch ein hohes Maß an Selbstverantwortung und damit auch klare Visionen der Erfüllung und des Versagens auf" (ebd., S.298). Gerade die gesellschaftlich den Jugendlichen vorgegebenen begrenzten Realisierungsbedingungen machen die Erfahrungen des Versagens häufiger. Diskontinuierliche Ausbildungs- und Berufswege, die oft sehr verzögert und gelegentlich überhaupt nicht zu einem gesicherten Platz im Beschäftigungssystem führen, produzieren immer häufiger die Erfahrung der Begrenztheit der Selbstentfaltung. Die Erfahrung riskanter Chancen wird gemacht.

(6) Die in der Individualisierungsdynamik liegende Möglichkeit von emanzipativen Chancen der Selbstverwirklichung ist in ambivalenter Weise gepaart mit einer egozentrischen Form des Individualismus oder wie es in der amerikanischen Diskussion dieser Thematik genannt wurde, mit einer "Kul-tur des Narzißmus" (Lasch 1980). "Die Konzentration auf die persönliche Selbstentfaltung führt Heranwachsende potentiell in Konflikte mit den anderen, die Mitbewerber um erfolgreiche Selbstdarstellung sind. Je stärker sich jemand ausschließlich auf die Entfaltung der eigenen Person, auf höchstmögliche Leistung und Exklusivität konzentriert, um so egozentrischer, aber auch einsamer kann er werden. Im Bildungssystem, in dem der eigene Erfolg häufig nur auf der Folie des Mißerfolgs der anderen strahlend erscheint, ist dieser Grundkonflikt angelegt. Die Gefahr des sozialen Ausschlusses ist aber in der Jugendphase jene Bedrohung, die am stärksten wiegt" (Fend 1988, S.299f.).

(7) Die Alternative zu einem zur Lebensform stilisierten Selbstbezugs ist eine solidarische Vernetzung, die Herstellung von selbstbestimmten und selbstorganisierten Gruppenzusammenhängen: "Auf der Folie der egozentrischen Vereinsamung gewinnen Vergemeinschaftungsformen unter Altersgleichen eine herausragende Bedeutung. In der Symbiose des Bedürfnisses nach Selbstdarstellung mit dem Aufgehobensein in der Gemeinschaft könnte sich heute ein Schutzmodell der jungen Generation herausbilden, das von den rationalistischen, asketischen und individualistischen Zumutungen unserer Zivilisationsgeschichte abzuschirmen hilft" (ebd., S.300).

Diese Punkte lassen sich auch in der These bündeln, daß Heranwachsende, die die enormen Möglichkeitsräume der gegebenen Gesellschaft nutzen sollen, solche Erfahrungen und Kompetenzen brauchen, die der Empowerment-Ansatz herausstellt. Sie brauchen vor allem eine "partizipatorische Kompetenz", die Charles Kieffer (1981) ins Zentrum der Empowerment-Idee rückt.

ZUR GESELLSCHAFTLICHEN UNGLEICHHEIT VON RESSOURCEN

Ich habe bisher sehr allgemein von Heranwachsenden gesprochen. Für sie alle gilt es, spezifische Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Aber für diese Bewältigung und produktive Nutzung gibt es gesellschaftlich unterschiedliche Chancen. Dies zeigt sich im Vergleich unterschiedlicher ge-

sellschaftlicher Schichten und Milieus und im Ost-West-Vergleich. Mit speziellem Blick auf die neuen Bundesländer kommt Wolfgang Kühnel von der Humboldt-Universität zu der Schlußfolgerung, daß der Vereinigungsprozeß in Ostdeutschland zu einer "einseitig ablaufenden Freisetzung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und Bindungen und den Verlust an traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen und leitende Normen geführt" hätte. Und er fährt dann fort: "Die Möglichkeit allerdings, aus den neu entstehenden Freiheiten auch einen Zugewinn an Gestaltungsmöglichkeiten über die eigene Biographie und den Lebenszusammenhang zu erhalten, bleibt einem Teil der Jugendlichen versagt. Der Absturz in die Moderne erfolgt für viele von ihnen, ohne daß sie auf gewachsene institutionelle und informelle Infrastrukturen in Öffentlichkeit, Freizeit und Ausbildung zurückgreifen können" (1993a, S. 8). Der schon für westdeutsche Jugendliche schwierige Bewältigungsprozeß offener enttraditionalisierter Lebensbedingungen findet - im Unterschied zu den neuen Bundesländern - in einem Feld mit zwar beschleunigten und doch kontinuierlichen Wandlungsprozessen statt, in denen sich pluralisierte und ausdifferenzierte Lebensstile und alltagskulturelle Muster entwickelt haben.

Aus unserem eigenen Forschungsprojekt über die Identitätsentwicklung von Heranwachsenden in Ost und West kann ich der These von Kühnel zustimmen, daß sich für ostdeutsche Jugendliche die "Sozialmilieus und Freundschaftsnetzwerke in z.T. gravierender Weise verändert haben. So führt die Erosion bislang geltender sozialer Kontrollagenturen und -regelungen zu Situationen der Unbestimmtheit in den Sanktionspraktiken und Handlungsfolgen. Jugendliche erfahren jedoch die Unvorhersehbarkeit in den Handlungs- und Erlebniszusammenhängen unter Bedingungen erlebnisärmer Sozialräume" (S. 9). Ein bislang eingegrenzter, aber berechenbarer und verlässlicher Rahmen im sozialen Nahraum zerfällt. Damit auch ein gesicherter Ort der Anerkennung und Zugehörigkeit, der für die Entwicklung der eigenen Identität und einer produktiven Handlungsfähigkeit unverzichtbar ist. Es entsteht stattdessen eine prinzipielle Offenheit der Identitäts- und Lebensentwürfe bei gleichzeitig extrem reduzierten Ressourcen. Eine reduzierte Ressource ist auch das Beziehungsnetz, das bisher innerhalb der DDR-spezifischen Sozialisationsmilieus "angefallen" war, so haben es Interview-partnerInnen von uns bezeichnet. Jetzt erfordert es einen sehr viel höheren Eigenanteil, Ressour-

cen der Beziehungsgestaltung, die offensichtlich sozial ungleich verteilt sind.

Wie unterschiedlich Ostberliner Jugendliche mit den neuen Freiheiten und Zwängen umgehen, zeigt sehr schön eine aktuelle Studie von Ines Steinke und Göran Hajek (1994). Sie haben Jugendliche (64) im Alter zwischen 14 und 19 Jahren aus dem citynahen Bereich Ostberlins befragt. Als "freigesetzt" werden alle Jugendliche bezeichnet, nämlich freigesetzt aus dem Rahmen, der bislang Lebensplanung und -gestaltung ohne große Gestaltungsfreiheiten bestimmte. Diese Jugendlichen reagieren auf den politisch-gesellschaftlichen "Identitätsklau" unterschiedlich. "An die Stelle der entwerteten und entschwindenden Vergangenheit" (S. 1) treten neue schulische Systeme, neue Bewertungsmaßstäbe, neue Konsum- und Kulturangebote und natürliche neue Gefahren (vor allem Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, neue Stigmatisierungen). Es entstehen "riskante Chancen": "Die Chance besteht im Aufbrechen normativer Muster, im Sich-Ausprobieren, im Unbekannte-Wege-Beschreiten. Das Risiko besteht im möglichen Scheitern" (S. 2). Drei Varianten von Gratwanderungen haben Steinke und Hajek gefunden. Sie nennen sie die "Kreativ-Freigesetzten", die "Normativ-Frei-gesetzten" und die "Ausgesetzten". Die Eisenbahnmethapher nutzen die AutorInnen, um das besondere dieser Typen anschaulich zu machen: "Die Kreativ-Freigesetzten sind soeben aus einem Zug ausgestiegen, wollen weiterreisen, wissen noch nicht unbedingt wohin, blättern im Kursbuch und lösen im Zweifelsfall schon mal die Bahncard. Für die Ausgesetzten ist der Zug, den sie kriegen wollten, schon abgefahren. Sie sind verbittert über die schlechten Verkehrsbedingungen. Und die Normativ-Festgesetzten könnten vielleicht noch einen Zug bekommen, stehen aber auf dem falschen Bahnsteig".

Bei genauerer Analyse zeigt sich, daß sich diese Typen u.a. auch nach ihrer Schichtzugehörigkeit aufteilen lassen: Die Kreativ-Freigesetzten kommen zum größten Teil aus bildungsprivilegierten Schichten, sie sehen sich selbst bei aller Kritik am kolonialisierenden Vereinheitlichungsprozeß eher als "Ge-winner der Wende", weil sie ihnen die Zukunft geöffnet hat, sie sehen für sich vielfältige Optionen und probieren ihre Ideen und Möglichkeiten aus. Pluralität von Lebensstilen und Werten ist für sie keine Bedrohung, sondern erleben sie nach dem Motto "Vielfalt ist besser als Einfalt". Ihre sozialen Netze sind heterogen und weit gefächert. Sie vermitteln vielfältige Beziehungschancen und zurren sie normativ nicht fest. Die

Normativ-Festge-setzten kommen mehrheitlich aus der unteren Mittelschicht und der oberen Unterschicht und sind ohne große Manövriermöglichkeiten in ein Lebensmodell integriert, das im wesentlichen durch relativ autoritäre Normen der eigenen familiären Lebenswelt reguliert wird. Das Gefühl, daß dieses Modell ein "Auslaufmodell" sein könnte, wird durch projektive Feindbildkonstruktionen abgewehrt. Offene Zukunftsoptionen werden ebenso als eher bedrohlich erlebt, wie plurale Lebensalternativen. Das soziale Netzwerk ist familienzentriert und schottet sich hinter Kontaktmauern ab. Bei dem Typus der Ausgesetzten verschärft sich die Situation reduzierter Chancen weiter. Sie stammen mehrheitlich aus der Unterschicht und die Familien sind oft zerrüttet. Die Welt außerhalb der eigenen Lebenswelt wird als feindlich und bedrohlich erlebt, vor der man sich mit massiven Feindbildern zu schützen versucht. Oft ist der Einsatz von Gewalt die einzige Chance, sich selbstwirksam zu erleben. Das eigene Netz liefert keine Modelle produktiver Lebensgestaltung, enthält relativ wenige Beziehungen und läßt sich als "Gemeinschaft der Ausgeschlossenen". Gerade bei diesen Jugendlichen können die regressiven Zugehörigkeitsangebote der rechten Szene eine besondere Attraktivität erlangen. Sie vermitteln Zugehörigkeit, Anerkennung und das Gefühl der Handlungswirksamkeit.

Mit der Perspektive auf die psychosoziale Praxis folgt aus diesen Ergebnissen, daß speziell für Jugendliche vor allem aus der zweiten und dritten Gruppe Angebote der aktiven Netzwerkförderung brauchen, Projekte also, in denen die Fähigkeit und die Chance zum Aufbau selbstorganisierter sozialer Beziehungsnetze gezielt unterstützt werden. Wie kann psychosoziale Praxis hier fördernd eingreifen? Damit bin ich bei dem Ziel der Förderung selbstorganisierter und selbstbestimmter sozialer Netzwerke.

DIE ÖFFNUNG DER PSYCHOSOZIALEN PRAXIS FÜR DIE LEBENSWELT

Die Kritik an den traditionellen Institutionalisierungsformen von psychosozialer Praxis ist wiederholt zusammengefaßt worden, nicht zuletzt auch exemplifiziert an den Erziehungs- und Jugendberatungsstellen, auf die ich mich im folgenden konzentrieren möchte. Sowohl die Psychiatrie-Enquete (1975) als auch diverse Jugendberichte haben diese Kritik aufgenommen und Veränderungsvorstellungen entwickelt, die sich mit den Vorstellungen decken, die aus gemeindepsychologischer Perspektive vorgeschlagen werden. Eine zentrale Forderung des 5.Jugendberichtes, die

sich auf den Beratungsbereich bezog, lautete: Es müßten "flexible, offene Institutionalisierungsformen entwickelt und erprobt werden, die lokal und kleinräumig operieren können, alltagsnah und gemeinwesenorientiert ausgerichtet sind" (1980, S.209f.). Diese Forderung kann in seiner vollen Tragweite auch heute als Desiderat formuliert werden. Gleichzeitig darf nicht übersehen werden, daß sich Entwicklungen im Bereich der Erziehungs- und Jugendberatung vollzogen haben, die in die Richtung dieser Forderung gehen. Es ist eine Frage des Blickwinkels, ob das - um es metaphorisch auszudrücken - Glas als halb voll oder halb leer angenommen wird. Zunächst zu der eher kritischen Perspektive. Aktuelle Analysen zeigen, daß die schon seit Jahren formulierte Kritik auch heute noch ihre Berechtigung hat, weil ein Teil der Beratungspraxis durchaus noch auf den traditionellen Gleisen fährt. So berichtet Höger von einer Befragung von Sozialarbeitern an Jugendämtern, in der teilweise massive Kritik an der Verantwortungsscheu von Mitarbeitern der institutionellen Erziehungsberatung geübt wurde. Sie würden nach wie vor zu wenig bei wirklich schwer gestörten Kindern und Jugendlichen, bei schweren innerfamiliären Konflikten und bei Angehörigen aus unterprivilegierten Schichten und Randgruppen aktiv. Nach Auffassung der befragten Sozialarbeiter liege das daran, "daß Erziehungsberatungsmitarbeiter nicht in ausreichendem Maße auf solche Betroffenen zuzugingen, sondern darauf warteten, bis diese von sich aus die Beratungsstelle aufsuchten. Diese abwartende Haltung, verbunden mit einer Methodenorientiertheit, mit der viele Ratsuchende zunächst nichts anfangen könnten, verhindere das Zustandekommen wirksamer Hilfen und begünstige eine zu starke Ausrichtung des Angebots der Beratungsstellen auf Angehörige mittlerer sozialer Schichten" (Höger 1987, S.206). Hier klingt die Kritik an, die Thiersch bei der Jahrestagung der "Bundeskongferenz für Erziehungsberatung" im Jahre 1984 so formuliert hat: Die institutionelle Erziehungsberatung habe sich "einen privilegierten Sonderstatus für ihre Arbeitsbedingungen und ihren methodischen Arbeitsansatz gesichert und sich damit aus den drängenden und mühseligen Aufgaben der gemeinen Jugendhilfe herausgezogen" (1985, S.24).

Thiersch hat in seinem Vortrag auch wesentliche Prinzipien einer alternativen Sichtweise formuliert, die sich an dem Prinzip einer alltagsorientierten Hilfe zur Selbsthilfe ausrichtet. Dazu gehören im wesentlichen folgende Aspekte:

- **Methodenoffenheit, nicht nur im Hinblick auf psychotherapeutische Verfahren, sondern auch hinsichtlich sozialer, ökonomischer, institutioneller und politischer Probleme im Lebensfeld der Ratsuchenden;**
- **Stadtteilorientierung und ein Angebot von Beratung an der Stelle, wo Probleme entstehen (zum Beispiel in der Schule, im Kindergarten);**
- **Arbeit im sozialen Netzwerk, Interessenvertretung der Klienten gegenüber anderen Institutionen; präventive Orientierung.**

Nimmt man diese als Meßlatte für das, was sich im Bereich der Erziehungsberatung entwickelt, dann wird man durchaus bedeutsame Veränderungen in diese Richtung registrieren können und zu der Einschätzung gelangen können, daß das Glas schon halbvoll ist.

Dafür will ich einige Indikatoren nennen:

(1) Der Dachverband der Erziehungs- und Familienberatungsstellen, die Bundeskonferenz für Erziehungsberatung, hat sich in den letzten Jahren verstärkt um eine Diskussion der Veränderungsmöglichkeiten von Erziehungsberatung bemüht. Sehr positiv ist dabei, daß die Alltagsorientierung und Öffnung nicht als methodisches Problem diskutiert wird, sondern als mögliche oder notwendige Antworten auf gesellschaftliche Strukturveränderungen. So stand die gesamte Jahrestagung 1986 unter der Fragestellung, in welcher Weise gesellschaftliche Umbruchentwicklungen die Fragestellungen tangieren, die in der Familien- und Erziehungsberatung bearbeitet werden müssen (vgl. Menne und Alter 1988). Weiterhin hat der Vorstand der Bundeskonferenz zwei Tagungen (1985 und 1986) durchgeführt, bei denen mit Sozialwissenschaftlern eine Analyse gesellschaftlicher Wandlungsprozesse vorgenommen wurde, um dann über die Konsequenzen nachzudenken, die für die psychosoziale Beratungspraxis daraus folgen. Bei den genannten Veranstaltungen der Bundeskonferenz hat sich eine vorsichtige, aber offene Bereitschaft zu einer experimentellen Suchhaltung gezeigt. Die Jahrestagung der Bundeskonferenz im Jahre 1987, die aus Anlaß des 25-jährigen Bestehens dieses Verbandes stattfand, hat diesen Trend bestätigt. Erneut wurden kritische Sozialwissenschaftler eingeladen, deren Beiträge weniger Anlaß für das Gefühl von Selbstzufriedenheit als vielmehr für die Konfrontation mit gesellschaftlichen Tatbeständen boten, die zur Weiterentwicklung der eigenen Arbeit motivieren.

(2) Das Institut für Psychosoziale Praxisforschung (München) hat im Jahre 1986 im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung eine Untersuchung zum Thema "Realisierungschancen offener Formen der Beratung in Bayern" (Straus et al. 1986) durchgeführt. Bei der Analyse von Praxisberichten, Tätigkeitsberichten und ausgewählten Interviews ergab sich ein breites Spektrum offener Beratungsformen, die sich in fünf Dimensionen zusammenfassen ließen:

- a) Senkung der Zugangsschwellen: Verstärkte Ansätze der Öffentlichkeits- und Mediatorenarbeit, gezielte Ansprache spezifischer Gruppen (zum Beispiel Jugendliche).
- b) Netzwerkarbeit: Arbeit mit nicht-therapeutischen Gruppen und Laienhelfern; Initiierung von sozialen Netzwerken (z.B. in Form von Kindergruppenarbeit im Feld Trennung und Scheidung), Nachbarschaften.
- c) Nachgehende Beratungsformen: Verstärktes Maß an Hausbesuchen, alltagsnahen und lebenspraktischen Familienhilfen.
- d) Methodenintegration: Integration verschiedener professioneller Perspektiven und methodischer Ansätze, die über das psychotherapeutische Spektrum hinausreichen (zum Beispiel Gemeinwesenarbeit, juristische Hilfen).
- e) Gemeindenähe: Stärkerer Bezug zum lokalen Umfeld und Mitwirkung am lokalen Geschehen.

Praxisansätze in Richtung offener Beratungsformen gibt es mittlerweile in großer Anzahl, wenn auch die Öffnung - auf die Gesamtheit der Beratungsstellen in Bayern bezogen - noch in einem Anfangsstadium steckt. In den städtischen Verdichtungsgebieten liegt der Realisierungsgrad deutlich über dem in strukturschwachen ländlichen Regionen.

Zur Förderung von Versuchen und Initiativen zu offenen und lebensweltlich orientierten Beratungsformen hat das Institut für Psychosoziale Praxisforschung im Auftrag des Sozialpädagogischen Instituts des SOS-Kinderdorf e.V. eine praxisorientierte Broschüre erarbeitet, die an vielen Beispielen und Diskussionsprotokollen aus Beraterkonferenzen zeigt, welche Ansatzpunkte und Probleme bei einer Öffnung von Beratung zu erwarten sind (vgl. Höfer et al. 1987).

Von der gleichen Forschungsgruppe ist kürzlich auch ein hervorragender Forschungsbericht vorgelegt worden, der auf der Grundlage von qualitativen Interviews mit Klienten und Beratern erarbeitet wurde (Straus et al. 1988). Untersucht wurde vor allem die Integration professioneller Beratungsangebote in den Alltag der Familien. Auch in dieser Untersuchung wird deutlich, daß gerade für unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen zu- und nachgehende Arbeitsformen einen wichtigen Stellenwert haben. Ein weiterer wichtiger Befund war, daß für die Öffnung der Beratungsangebote die personelle, organisatorische und institutionelle Ausstattung der Beratungsstelle entsprechend entwickelt sein muß.

(3) Auch in Beratungsstellen aus ländlichen und strukturschwachen Gebieten zeigen sich erste Ansätze für eine bewußte Reflexion der sozialstrukturellen Veränderungen der ländlichen Lebenswelten, deren Bedeutung für die Entstehung und die Bewältigungsversuche psychosozialer Probleme und die daraus folgenden Konsequenzen für die Beratungsarbeit. Exemplarisch sei dies an einer Beratungsstelle in einem südostbayerischen Landkreis angedeutet. Diese Beratungsstelle wird nach zögerlicher Akzeptanz durch die Bevölkerung zunehmend mit einer breiten Palette psychosozialer Probleme kontaktiert. Natürlich lassen sich diese Probleme sehr gut in einem klinischen Kategoriensystem unterbringen. Zugleich verlieren sie damit ihren Hinweischarakter, der sie als Ausdruck tiefgreifender Strukturveränderungen ländlicher Lebensformen deuten ließe. Genau dies interessierte jedoch die Mitarbeiter der Beratungsstelle. So haben sie begonnen, die Struktur, die Veränderungsdynamik, die Definitionsmacht und Ressourcenfunktion der Netzwerke ihrer Klienten zu untersuchen (Lenz 1987). Dabei wird deutlich, wie sich die traditionelle Relation der Ligaturen und Optionen in den ländlichen Lebensformen grundlegend ändern und daß die spezifischen psychosozialen Probleme, mit denen sich Familien und einzelne Individuen auseinandersetzen haben, durch diese Veränderungsprozesse mitbedingt werden. Ein entscheidender Aspekt ist die ambivalente Rolle der sozialen Netzwerke selber. Sie sind meist dort überfordert, wo es um die Erprobung neuer Lebensformen geht, für die in der traditionellen bäuerlichen Lebenswelt keine Orientierungspunkte zu finden sind. Mit dem Wissen über solche Problemhintergründe kann sich eine Beratungsstelle bewußter über die eigene Rolle und über neuartige Funktionen klar werden. Als Konsequenz können Angebote entstehen, mit denen spezifische Gruppen angesprochen und unterstützt werden können. Eine besondere Gruppe, die in der

Klientel der Beratungsstelle zunahm, bilden Jugendliche. Einige von ihnen kommen über einen längeren Zeitraum zu Einzelgesprächen in die Beratungsstelle. In einer qualitativen Erkundungsstudie sollte die Frage beantwortet werden, was sich diese Jugendlichen von der Beratungsstelle erwartet haben, was sie sich dort holen und wie sich ihre sozialen Beziehungsmuster von solchen Jugendlichen unterscheiden, die keine Beratung aufsuchen (vgl. Stiemert 1987). Ein wichtiger Befund deutet darauf hin, daß die ratsuchenden Jugendlichen sehr defizitäre Netzwerke haben, sowohl was das familiäre Netzwerk angeht als auch in Bezug auf enge und vertrauensvolle Beziehung zu Gleichaltrigen. Sie haben neben konkreten psychosozialen Störungen, wegen derer sie häufig die Beratungsstelle aufgesucht haben oder zu ihr vermittelt wurden, vermehrt Alltagsprobleme in Familie, Schule und Arbeitswelt. Berater erhalten neben ihren klinisch-therapeutischen Funktionen bei diesen Jugendlichen zunehmend auch die Rolle von Bezugspersonen, die das eigene defizitäre Netzwerk nicht enthält. Bei diesen Jugendlichen fehlen die basalen Kompetenzen für die Initiierung und Aufrechterhaltung selbstbestimmter Kontaktnetze, also jene Kompetenzen, die der gesellschaftliche Freisetzungsvorgang von jedem Gesellschaftsmitglied verlangt und vor allem von Heranwachsenden, die nicht mehr in die Lebensschablonen ihrer Eltern und Großeltern hineinwachsen können. Eine Beratungsstelle könnte hier wichtige Impulse und Lernprozesse vermitteln und Gelegenheitsstrukturen für die Initiierung und Förderung von neuartigen Gruppen und Netzwerken schaffen. Voraussetzung dafür sind personelle und materielle Möglichkeiten, die es Beratungsstellen erlauben, gezielte Initiativen für Jugendliche zu starten.

(4) Eine Reihe von Erziehungsberatungsstellen haben sich im Zuge der beschriebenen Tendenzen zur Öffnung ihrer Arbeitsformen in ihrem Typus grundlegend verändert. Sie haben zu ihren klassischen Beratungsfunktionen stadtteilbezogene Initiativen entwickelt, die zu einem veränderten beruflichen Selbstverständnis geführt haben. Exemplarisch sei dies am Entwicklungsprozeß einer Beratungsstelle in einer Münchner Trabantenstadt aufgezeigt. In einer interdisziplinär zusammengesetzten Arbeitsgruppe entsteht Mitte der 70er Jahre der Plan, ein verhaltenstherapeutisch geprägtes Trainingsmodell für Eltern mit erziehungsschwierigen Kindern, das in einem Forschungsinstitut entwickelt worden war zum zentralen Angebot einer aufzubauenden Familienberatungsstelle zu machen. Die Mitglieder dieser Arbeitsgruppe hatten an einem Schulversuch teilgenommen, in dem auf Prinzipien der Montessoripädagogik aufbauend die

schulische und soziale Integration von behinderten und nicht behinderten Kindern erprobt werden sollte. Ihrem gesellschaftspolitischen Bewußtsein entsprechend, das noch von den Ausläufern der Studentenbewegung geprägt war, wollte man nicht nur therapeutisch-kompensatorisch arbeiten, sondern hatte sich ein Konzept "präventiver Verhaltensmodifikation" erarbeitet das auf institutio-nelle als Voraussetzung für individuelle Veränderungen zielte. Nach Beendigung des Schulversuchs ergab sich die Möglichkeit, das verhaltenstherapeutische Elterntraining in einem Familienzentrum fortzusetzen, das vom SOS-Kinderdorf-Verein speziell für die therapeutische Arbeit mit Unterschichtfamilien in einer großstädtischen Trabantenstadt aufgebaut wurde. Die Ausgangssituation ist von der Überzeugung getragen, daß gerade mit dem verhaltenstherapeutischen Programm ein professionelles Arbeitsmodell verfügbar ist, das sich in besonderer Weise für die strukturierte Arbeit mit Unterschichtangehörigen eignet. Diese Überzeugung ist typisch für eine Reihe von Projekten der 70er Jahre. Fortschrittliches professionelles Bewußtsein hatte sich darin zu erweisen, daß man die eigenen beruflichen Handlungsmöglichkeiten auf sozial- und gesundheitspolitische Ziele ausrichtete, die als "fortschrittlich" betrachtet wurden. Als fortschrittlich galten vor allem solche Projekte, die sich gezielt an Unterschichtangehörige richteten und die präventive Akzente setzen wollten. Ob die Handlungslogik, nach der verhaltenstherapeutische Maßnahmen ablaufen, mit diesen Zielen vereinbar ist, war zunächst einmal kein Thema. Es wurde aber in dem Maße relevant, wie sich die Mitarbeiter in dem entstehenden Familienzentrum für die realen Probleme der Menschen in dem Neubauviertel öffneten. Das läßt sich an den ersten Selbstdarstellungen, die nach der Eröffnung der Beratungsstelle vorgelegt wurden, ablesen. Die gemeinsame Herkunft aus dem verhaltenstherapeutischen Lager wird in dem jetzt vertretenen Methodenpluralismus nur noch darin sichtbar, daß die Verhaltensmodifikation in einer längeren Liste von therapeutischen Methoden an erster Stelle genannt wird. Ein entscheidender Schritt in Richtung Gemeindepsychologie vollzieht sich mit der Erkenntnis, daß man nicht mit einer bloßen Flexibilisierung der therapeutischen Techniken schon an die Probleme von Unterschichtangehörigen herankomme und zu ihrer produktiven Bewältigung beitragen könne. Die erforderliche Paßform könne nur durch eine Ausrichtung der professionellen Handlungsmuster an den Bedürfnissen der Betroffenen erreicht werden: "Therapeutische Zielsetzung und Methode müssen überprüft werden und auf die Belange der Unterschicht klienten ausgerichtet werden" (Buchholz 1978, S.78). Eine solche Position führt

notwendigerweise aus den Handlungsschablonen eines technisch gesicherten therapeutischen Settings. Zwar haben sich im Verlauf der Jahre die Mitarbeiter dieses Familienzentrums in verschiedensten therapeutischen Verfahren weitergebildet, aber in der Darstellung der eigenen Arbeit kommt den therapeutischen Handlungsparametern keine Bedeutung mehr zu. Ins Zentrum der Selbstthematizierung rücken zentrale Prinzipien der Sozialpsychiatrie bzw. Gemeindepsychologie: "gemeindenahe therapeutische Arbeit", "aktiv nachgehende Arbeit", "Stadtteilbezug", "Prävention" (vgl. Buchholz 1978; Seuss-Seberich 1981; Rudeck 1983). Die institutionelle Gestalt des Familienzentrums verändert sich mit dieser Konzeptentwicklung. Zum Beratungsbereich kommt die offene Treffpunktarbeit, in der stadtteilbezogene soziale, kulturelle Aktivitäten angeregt werden, die vor allem die Fähigkeiten zur Selbstorganisation der Betroffenen wecken und unterstützen soll. Diese offene Arbeit wird nicht als Versuch verstanden, die Zugangsschwelle zur "eigentlichen" Beratungsarbeit zu senken, sondern gewinnt zunehmend einen eig'enen Stellenwert, der mittlerweile auch als "gemeindepsychologischer Bereich" bezeichnet wird.

Für den Beratungsbereich läßt sich zusammenfassend eine Option formulieren, die in der Tradition der Empfehlungen der vergangenen Jugendberichte und der Psychiatrie-Enquete steht, aber durch die sich schärfer abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen noch an Bedeutung gewinnt. Ich sehe die Notwendigkeit, Beratungsstellen im Sinne bereits sich abzeichnender Öffnungstendenzen zu lebensweltbezogenen Treffpunkten oder Beratungszentren weiterzuentwickeln, die neben professionellen Beratungsangeboten, die auf hilfeschuchende Individuen und Familien ausgerichtet sind, auch bedürfnisbezogene Initiativgruppen ermöglichen. In diesem Sinne stehen sie einerseits in der bewährten Tradition der Gemeinwesenarbeit. Zugleich gehören sie damit zum Feld der stadtteil- und regional bezogenen Kulturarbeit. In manchen Initiativen wird man Elemente entdecken, die für Nachbarschaftshilfen typisch sind. In den Beratungszentren könnten sich die unterschiedlichsten Selbsthilfegruppen bilden. Ebenso könnte hier die Startphase für alternative ökonomische Projekte angesiedelt sein, die für ihre Initiatoren und weitere Bürger Reproduktions-Perspektiven eröffnen könnten (von einem Second-hand-Laden bis zu einem ökologisch orientierten Produktionsprinzip könnte man sich eine Vielzahl von Beispielen vorstellen).

Aber was hat das noch mit Erziehungsberatung zu tun? An der Schablone des klassischen Berater-Klienten-Modells gemessen vielleicht nicht sehr viel, obgleich eine individualisierte Beratungsarbeit sicherlich ein wichtiges Element bleiben wird. Zugleich erlangen diese im Kontext des Gesamtansatzes ebenfalls einen anderen Stellenwert. Sozialisationsprobleme, spezifische Familienprobleme müssen nicht erst durch das Nadelöhr des beraterspezifischen Problemverständnisses gefädelt werden, damit für die Bewältigung von familiären Problemen Unterstützung, Orientierung und Rat entstehen können. Der Zugang zum Stadtteilzentrum kann aber ein wesentlich breiteres Spektrum von Angeboten, Initiativen und wahrgenommenen eigenen Handlungschancen vermittelt sein. Eines dieser Angebote kann ein Gespräch und eine spezielle therapeutische Beziehung mit einem psychosozialen Professionellen sein. Erziehungsberatung kann aber genauso gut und für manche Menschen wesentlich befriedigender und effektiver in einem anderen Handlungsfeld innerhalb des Beratungszentrums entstehen (zum Beispiel in einer Väter- oder Müttergruppe oder in gemeinsam wahrgenommenen Freizeitaktivitäten).

Erziehungsberatungsstellen, die sich in eine solche Richtung entwickeln und das scheint mir für jede prinzipiell möglich, verwirklichen ein Stück von jener in der vorausgegangenen These angesprochenen Vermittlung zwischen Individualität und solidarischer Lebensform. Auf der Basis selbstorganisierter Initiativen entwickeln sich Chancen für kollektive Lernprozesse, die zugleich Schritte in Richtung auf emanzipatorische Subjektivierung ermöglichen. Die Professionellen stellen durch die Art, wie sie ihre Institution definieren und durch ihre konkrete Arbeitsform Gelegenheitsstrukturen für Selbstorganisation her. Das sind Bedingungen für die Entstehung bedürfnisbezogener neuer sozialer Netzwerke und Lebenswelten. Wie wissen aus der Netzwerkforschung, daß diese Bedingungen nicht für alle Individuen gleich sind. Für einige erschweren und verunmöglichen es ihre "inneren Bedingungen" (zum Beispiel Ängste, Mißtrauen, Ansprüche), vorhandene Gelegenheitsstrukturen als ihre eigenen wahrzunehmen. In der Bearbeitung dieser persönlichkeitspezifischen Voraussetzungen sehe ich den Stellenwert von psychologischer Praxis im engeren Sinne. Bei anderen Personen werden die Partizipationsschancen durch den Mangel oder die spezifische Form ihrer soziokulturellen und materiellen Ressourcen eingeschränkt sein. Hier werden sozialarbeiterische Kompetenzen erforderlich sein, um die Barrieren abzubauen.

Diese angedeuteten Umriss einer Beratungsarbeit aus gemeindepsychologischer Perspektive haben die Realisierung einiger institutioneller Rahmenbedingungen zur Voraussetzung:

(1) Die Beratungsstelle definiert sich in einen klar umrissenen Stadtbezirk oder in eine spezifische Region. Das bedeutet die Erarbeitung von Wissen und Kompetenzen für die Besonderheiten des Territoriums, für das man sich zuständig weiß. Es verlangt Vertrautheit mit den Lebenswelten der dort lebenden Menschen. Und es bedeutet zugleich die Bereitschaft, sich für die Menschen in diesem Territorium zu öffnen und ihnen die Chance an-zubieten, sich die institutionellen Gelegenheitsstrukturen selbst "anzueig-nen" .

(2) Um Beratungskompetenzen rangeln sich verschiedene Professionen (So-zialarbeiterInnen, PädagogInnen, PsychologInnen, MedizinerInnen und gelegentlich auch JuristInnen). Für eine offene Beratungsarbeit und für Initiativen im Territorium kann keine der Berufsgruppen einen legitimierbaren Alleinvertretungsanspruch erheben. Sie können stattdessen das Spezifikum ihrer jeweiligen Profession sinnvoll oft nur im interdisziplinär zusammengesetzten Team entfalten.

(3) Die Effektivität einer Beratungsstelle darf nicht nur an dem völlig unzureichenden Kriterium der Fallzahlen bemessen werden. Eine Evaluation ihrer Arbeit muß vor allem die Vielfältigkeit der ermöglichten Initiativen einbeziehen.

(4) Letztlich stellt sich natürlich die Frage nach der organisatorischen, verbandlichen und Finanzierungsstruktur von Beratungsstellen. Der in den frühen 70er Jahren erhobene Forderung nach prinzipieller staatlicher Trägerschaft von psychosozialer Infrastruktur muß man heute mit sehr viel größerer Skepsis begegnen. Anzustreben ist ein möglichst hoher Grad an Autonomie in der Funktionsbestimmung der Ressourcen. Die Kontrolle der Beratungsstellen muß von den Nutzern selbst wahrgenommen werden und darf nicht Aufgabe der Sozialbürokratie sein. Ein diskussionswertes Modell, das für das Spezifikum von Beratungsarbeit weiterentwickelt werden muß, scheint mir das der psychosozialen Plattformverbände zu sein ("Psychoso-ziale Hilfen im regionalen Verbund" 1986(2)).

Aus diesen Grundgedanken folgt für die soziale Arbeit dreierlei:

(1) Verzicht auf professionelle Fertigprodukte. Die Versorgung mit vorgefertigten Standardlösungen für spezifische soziale Notsituationen, die von einzelnen Hilfesuchenden als durchaus entlastend erlebt werden mögen, können jedoch zugleich passive Erwartungshaltungen verfestigen. "Phantasie und Kreativität im Umgang mit Lebensproblemen werden verschüttet, der Klient ist nur noch Konsument von mundgerecht abgepackten Versorgungsleistungen" (Herriger 1991, S. 227). Solche Dienstleistungsroutinen werden natürlich häufig durch eine vorgegebene institutionelle Logik bestimmt (z.B. Einzelfallabrechnung, Notwendigkeit der Diagnosestellung, von Kassen definierte Therapiestunden, die allein abrechnungsfähig sind). Insofern ist es notwendig, die institutionellen Arbeitsbedingungen für gestaltbare Strukturen zu öffnen.

(2) Öffnung für aktives Handeln in Lebenswelten: Präventionsstrategien, so in der psychosozialen Praxis überhaupt entwickelt, gehen häufig davon aus, daß Menschen antizipatorisch für spezifische Krisenerfahrung "immunisiert" werden sollten. Dazu werden problemzentrierte Trainingsprogramme angeboten. Charles Kieffer, einer der wichtigsten Vertreter der Empowerment-Perspektive, ist skeptisch gegenüber Planspielen ohne Realkontext und plädiert für ein Handeln und Erfahrungen sammeln in der Alltagswelt. Für ihn ist "reflektierte Eigenerfahrung die zentrale Quelle für persönliches Wachstum. Der einzelne muß lernen, verinnerlichte Vorstellungen von der eigenen Hilflosigkeit zu überwinden, die Konflikte beim Aufbau von kollektiven Unterstützungsnetzwerken zu bewältigen ... und die politischen Einschüchterungsversuche zu ertragen. Diese Fähigkeiten aber erwachsen nur aus der Praxis ... Es gibt keinen Ersatz für das Lernen durch Erfahrung im Ernstfall" (1984, S. 27f.). Professionelle Arbeit soll die Möglichkeiten für "reflektierte Eigenerfahrung" aktiv im jeweiligen Lebenskontext unterstützen. Dazu gehört etwa, Gleichbetroffene miteinander ins Gespräch zu bringen, eigen-initiierten Projekten organisatorische Hilfe vermitteln (z.B. räumliche Infrastruktur), in gruppeninternen Situationen des Konfliktes und der Interessenkollision moderierend zu wirken und gruppendynamisches Wissen einbringen oder Wege kommunalpolitischer Initiative zu öffnen. Professionelle können hier wichtige Funktionen der Initiierung und Förderung von Selbstorganisation übernehmen.

(3) **Stiften von sozialen Zusammenhängen:** Psychosoziale Praxis soll dabei unterstützend wirken, daß sich Betroffene neue Ressourcen schaffen, neue "Kräfte entdecken". Wolfgang Stark spricht von dem Ziel "einen schöpferischen Umgang mit Situationen und Problemen durch das Stiften von Zusammenhängen zu ermöglichen und zu erleichtern" (1989, S. 8). Im neuen Fachjargon heißt das "networ-king", also Netzwerkarbeit oder Netzwerkförderung. Sie kann sich auf einzelne Personen und Familien beziehen oder die Einbindung von Gruppen in das bestehende Feld von Selbsthilfeinitiativen im Sinne einer "Vernetzung der Netzwerke".

Mit Gottfried Webers Überlegungen bin ich in diesen Vortrag eingestiegen. Mit einem Satz von ihm möchte ich schließen. Er plädiert als Voraussetzung für "die Erhaltung und Weiterentwicklung einer sozial befriedeten Demokratie" für einen Paradigmenwechsel: "Wir brauchen einen radikalen Paradigmenwechsel in der Erziehung, im Elternhaus, im Kindergarten, in Schule und Berufsausbildung, aber auch in der beruflichen Alltagswelt. (...) Was wir ... brauchen, sind erzieherische Leitbilder, die sich an der Neugier der Kinder orientieren, die sie befähigen, ihre eigenen Interessen zu entwickeln und sie qualifiziert zu realisieren" (1994, S. 84).

LITERATUR

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp 1986.

Böhnisch, Lothar & Schefold, Werner: Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim: Juventa 1985.

Buchholz, Wolfgang : Therapie mit Unterschichtfamilien - Ein Praxisbericht. Neue Praxis, Sonderheft "Sozialarbeit und Therapie". Neuwied: Luchterhand 1978.

Cremer, Hubert: Psychosoziale Versorgung von Kindern und Jugendlichen. Strukturen, Möglichkeiten und Grenzen. Vortrag beim 2. Gesundheitswissenschaftlichen Kolloquium am 28./29. Januar 1994.

Dewe, Bernd & Wohlfahrt, Norbert (Hg.): Netzwerkförderung und soziale Arbeit. Bielefeld: Kleine 1991.

Fend, Helmut: Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp 1988.

Fend, Helmut: Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. I. Bern: Huber 1990.

Fend, Helmut: Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. II. Bern: Huber 1991.

Gernert, Wolfgang: Zur Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen in der Risikogesellschaft. Kindheit, Jugend und Gesellschaft, 4/1993, S. 127 - 133.

Herriger, Norbert: Empowerment - Annäherungen an ein neues Fortschrittsprogramm der sozialen Arbeit. In: Neue Praxis, 21, 1991, S. 221 - 229.

Höfer, Renate, Gmür, Wolfgang, Straus, Florian & Buchholz, Wolfgang: Ansätze offener Arbeit in Erziehungsberatungsstellen des SOS-Kinderdorf e.V. München 1987.

Höger, Christian: Zum Standort institutioneller Erziehungsberatung innerhalb eines psychosozialen Versorgungssystems. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 36, 1987, S. 204 - 209.

Hurrelmann, Klaus: Familienstreß, Schulstreß, Freizeitstreß. Gesundheitsförderung für Kinder und Jugendliche. Weinheim: Beltz 1990.

Hurrelmann, Klaus: Prävention und Gesundheitsförderung im Kindes- und Jugendalter. Einleitungsvortrag für das 2. Gesundheitswissenschaftliche Kolloquium am 28./29. Januar 1994.

Keupp, Heiner: Riskante Chancen. Der Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg: Asanger 1988.

Keupp, Heiner: Aufrecht gehen lernen in einer Welt riskanter werdender Chancen. Eine Empowerment-Perspektive für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, 140, 1993, S. 52 - 55.

Keupp, Heiner: Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. München: Quintessenz 1994.

Keupp, Heiner & Röhrle, Bernd (Hg.): Soziale Netzwerke. Frankfurt: Campus 1987.

Kieffer, Charles H.: Citizen empowerment. A developmental perspective. In: Prevention in Human Services, 3, 1984, S. 9 - 36.

Kühnel, Wolfgang: Gewalt durch Jugendliche im Osten Deutschlands: Der Versuch einer Ursachen- und Bedingungsanalyse. Manuskript 1993 (a).

Kühnel, Wolfgang: Jugend in den neuen Bundesländern: Veränderte Bedingungen des Aufwachsens, Gewalt und politischer Radikalismus. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 3/1993, S. 385 - 408 (b).

Lenz, Albert: Ländliche Beziehungsmuster und familiäre Probleme. In: H.Keupp & B.Röhrle (Hg.): Soziale Netzwerke. Frankfurt: Campus1987

Lenz, Albert: Ländlicher Alltag und familiäre Probleme. München: Profil 1990.

Mansel, Jürgen & Hurrelmann, Klaus: Alltagsstreß bei Jugendlichen. Eine Untersuchung über Lebenschancen, Lebensrisiken und psychosoziale Befindlichkeiten im Statusübergang. Weinheim: Juventa 1991.

Menne, Klaus & Alter, Knut (Hg.): Familie in der Krise. Weinheim: Beltz 1988.

Psychosoziale Hilfen im regionalen Verbund. Tübingen: DGVT 1986.

Rappaport, Julian: In praise of paradox: A social policy of empowerment over prevention. In: American Journal of Community Psychology, 9, 1981, S. 337 - 356 deutsch: Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 17, 1985, S. 257 - 278).

Rappaport, Julian: The power of empowerment language. In: Social Policy, 16, 1985, S. 15 - 21.

Rappaport, Julian: Terms of empowerment/exemplars of prevention. Toward a theory for community psychology. In: American Journal of Community Psychology, 15, 1987, S. S. 121 - 148.

Rudeck, Reinhard: Beratungs- und Kontaktarbeit im Stadtteil. Eine "gemeindepsycho-logische" Perspektive. In: W.Belschner et al. (Hg.): Gemeindepsychologische Perspektiven. Tübingen: DGVT 1983.

Seuss-Seberich, Elfi: Unterschicht- und Randgruppenberatung. In: M.Hockel & F.J.Feldhege (Hg.): Handbuch der angewandten Psychologie. Bd. 2. Landsberg: vmi 1981

Stark, Wolfgang (Hg.): Lebensweltbezogene Prävention und Gesundheitsförderung. Konzepte und Strategien für die psychosoziale Praxis. Freiburg: Lambertus 1989.

Stark, Wolfgang: Die Menschen stärken. Empowerment als eine neue Sicht auf klassische Themen von Sozialpolitik und sozialer Arbeit. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, 140, 1993, S. 41 - 44.

Steinke, Ines & Hajek, Göran: "Lieber bleib ich so, naja, halb und halb. Kann man nichts verkehrt machen." Identitätsfindung von Jugendlichen aus unterschiedlichen Peer-Groups in Ostberlin. Vortrag beim DGVT-Kongreß im Februar 1994.

Straus, Florian, Gmür, Wolfgang & Höfer, Renate: Realisierungschancen offener Formen der Beratung. Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung. München 1986.

Straus, Florian, Höfer, Renate & Gmür, Wolfgang: Familie und Beratung. München: Profil 1988

Straus, Florian: Netzwerkarbeit. Die Netzwerkperspektive in der Praxis. In: M.Textor (Hg.): Hilfen für Familien. Ein Handbuch für psychosoziale Berufe. Frankfurt: Fischer 1990, S. 496 - 520.

Thiersch, Hans: Erziehungsberatung und Jugendhilfe. In: H.-P.Klug & F.Specht (Hg.): Erziehungs- und Familienberatung. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht 1985, S. 24 - 40

Thiersch, Hans: Erziehungsberatung und Jugendhilfe. In: H.P. Klug & F.Specht (Hg.): Erziehungs- und Familienberatung: Aufgabe und Ziele. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht 1985

Thiersch, Hans: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim: Juventa 1992.

Weber, Gottfried: Erfahrungen aus dreijähriger Beratungstätigkeit in den neuen Bundesländern. In: Neue Praxis, 24, 1994, S. 82 - 86.

Zimmerman, Marc A.: Taking aim on empowerment research: On the distinction between individual and psychological conceptions. In: American Journal of Community Psychology, 18, 1990, S. 169 - 177.